

MARK OLIVER EVERETT

GLÜCKSTAGE IN DER HÖLLE

**Wie die Musik
mein Leben rettete**

Aus dem amerikanischen Englisch
von Hannes Meyer

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC®-N001512

1. Auflage 2012

© 2008 by Mark Oliver Everett

Die Originalausgabe erschien 2008 in Großbritannien unter dem Titel

Things the Grandchildren Should Know bei Little, Brown.

All rights reserved.

Aus dem amerikanischen Englisch von Hannes Meyer

Copyright für die deutsche Ausgabe

© 2008, 2012 by Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche
Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

»This Was the Vision« aus *Music of Morning*, Copyright 1937,

Katherine Kennedy, The Banner Press, Atlanta

Alle EELS-Lyrics © Mark Oliver Everett

»Happy Trails« aus der Fernsehserie THE ROY ROGERS SHOW. Text und Musik
von Dale Evans. Copyright © 1951, 1952 (erneuert 1979, 1980) by Paramount –
Roy Rogers Music Company, Inc. International Copyright Secured.

All rights reserved.

REDNECKS, Text und Musik von RANDY NEWMAN © 1974, 1975

(Copyrights erneuert) WB MUSIC CORP. All rights reserved. Used by
Permission of ALFRED PUBLISHING CO., INC.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln

Gesetzt aus der Stempel Garamond und der Helvetica

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-462-04457-7

1

SUMMER OF LOVE

ICH FUHR IN VIRGINIA DURCH DIE STOCKDUNKLE Nacht über die perfekte, ebene Asphaltstraße, die auf einem ehemaligen Bahndamm verlief, über die hohe Brücke, die über die Schlucht führte, und malte mir detailliert aus, wie ich irgendwann mal nachts von ihr herunterfahren würde. Ich war mir immer sicher, dass ich niemals bis achtzehn überleben würde, also machte ich mir auch nie Gedanken über die Zukunft. Achtzehn war jetzt schon ein Jahr her, und ich atmete immer noch. Und es wurde nur alles immer schlimmer.

Sommer 1982. So ein ekelhaftes, klebrigtes, schwüles Wetter, bei dem man schon nach einer kurzen Autofahrt einen durchgeschwitzten Rücken hat. Mitte Sommer steckte schon alles in der Scheiße. Der Freund meiner Schwester Liz drehte eines Abends bei uns in der Küche durch und ging mit einem Fleischermesser auf mich los. Kurze Zeit später versuchte Liz zum ersten von vielen Malen, sich umzubringen. Sie schluckte Tabletten. Ihr Herz blieb stehen, als wir mit ihr im Krankenhaus ankamen, aber sie konnten sie wiederbeleben.

Kurz darauf fuhren Liz und meine Mutter weg, Ver-

wandte besuchen, und ich fand die Leiche meines Vaters quer auf dem Bett meiner Eltern liegen, komplett angezogen mit seinem normalen Hemd und seiner Krawatte, die Füße fast auf dem Boden, als hätte er sich mit einundfünfzig einfach zum Sterben hingesetzt. Ich ließ mir am Notruftelefon die Wiederbelebungsmaßnahmen erklären und trug den schon steifen Körper meines Vaters durchs Schlafzimmer. Es war komisch, ihn anzufassen. Es war der erste Körperkontakt mit ihm, soweit ich mich erinnern konnte, außer den gelegentlichen Verbrennungen von seiner Zigarette, wenn ich mich im Flur an ihm vorbeischob.

Mich mit dem Auto von der Brücke zu stürzen hielt ich für die beste Lösung für das erdrückende, verlorene und leere Gefühl, ich zu sein. Ein dramatischer Abgang, natürlich. Ich war ja noch ein Kind. Später im Leben stellte ich mir meistens vor, eine Pistole zu nehmen. Nicht ganz so dramatisch, wie sich in der Heimatstadt von der Brücke zu stürzen. Auf diese Weise lässt sich meine Entwicklung skizzieren. In letzter Zeit denke ich eher über Tabletten nach. Das ganze Drama ist doch Kinderkram. Ich bin jetzt erwachsen.

Ende des Sommers, den ich schon damals den Summer of Love nannte, fuhr ich zum ersten Mal mit meinem goldenen '71er Chevy Nova von zu Hause fort. Ich hatte das Auto, das ich »Old Gold« nannte, samt einem Stoppsschild anstelle des durchgerosteten Bodenblechs meiner scharfen, blonden Cousine Jennifer für hundert Dollar abgekauft, die Jahre später in dem Flugzeug sterben sollte, das am 11. September 2001 ins Pentagon stürzte. Sie war Stewardess. Am Morgen hatte sie vom Dulles Airport eine Postkarte abgeschickt, auf deren Vorderseite in großen Buchstaben stand: »Ain't Life Grand?«.

Als ich geboren wurde, arbeitete mein Vater im Pentagon. Wenn ich an Flüche glauben würde, müsste ich mich fragen, ob das Flugzeug in den Teil des Gebäudes

eingeschlagen war, in dem sich einmal das Büro meines Vaters befunden hatte. Aber ich glaube nicht an Flüche. Das Leben ist voller Höhen und Tiefen. In meinem Leben gab es ein paar Extreme, aber wenn man bedenkt, dass ich keinen Plan und nur sehr wenig von dem für dieses Leben so wichtigen Selbstvertrauen hatte, könnte ich es auch schlechter getroffen haben. Ich spaziere nur so durchs Leben und schaue, was passiert.

Ich weiß nicht, was passiert, wenn man stirbt, und ich glaube auch nicht, dass ich es herausfinden werde, bevor ich sterbe. Wahrscheinlich gar nichts, aber man weiß ja nie. Im Moment lebe ich noch, und mir ist aufgefallen, dass einige der schlimmsten Momente in meinem Leben zu einigen der schönsten geführt haben, deshalb kaufe ich den Leuten ihr ganzes melodramatisches Getue nicht unbedingt immer ab. So etwas ist für mich Alltag.

Es war komisch, meine Mutter und Liz zu Hause zurückzulassen, aber ich musste endlich dort weg. Ich war schon vor Langem der Herr des Hauses geworden, weil niemand sonst für Ordnung sorgte, und als mein Vater starb, zementierte das meinen Status. Aber ich wusste, dass ich vielleicht niemals mehr dort wegkommen würde, wenn ich nicht bald ging.

Egal wie verrückt alles auch wurde, ich konnte mich immer in meinem Kellerzimmer (mit schwarzen Wänden) in Ralph Ellisons *Invisible Man* verlieren und dabei auf Kopfhörern The Who *Live at Leeds* oder John Lennons *Plastic Ono Band* hören oder wonach mir in dem Jahr gerade war. Sogar in dieser schrecklichen Zeit im Summer of Love konnte ich der Realität entfliehen, wenn ich mit Old Gold herumfuhr und mir den Sonnenuntergang ansah, während Sly Stones »Hot Fun in the Summertime« schön laut aus dem ramschigen Kassettendeck dröhnte, das mit Tape unter dem Armaturenbrett befestigt war.

Ich ging nach Richmond und schrieb mich am College ein. Es interessierte mich nicht die Bohne, aber alle anderen

gingen hin, und ich hatte nichts Besseres vor. Weil meine Highschool-Noten aufgrund absoluten Desinteresses meinerseits so schlecht waren, durfte ich nur in Teilzeit studieren. Fühlte mich total einsam und beschissen.

In einer Nacht kam ich an einem Gebäude auf dem Campus vorbei, in dem Klaviermusik gespielt wurde. Ich ging hinein und fand heraus, dass es der Fachbereich Musik des Colleges war. Ich hatte eigentlich nicht vor, Musik zu studieren, ich wollte aber unbedingt Musik machen, ganz egal welche. Ich fing an, zu jeder Tages- und Nachtzeit in die Klavierübungsräume zu schleichen, immer mit der Angst im Nacken, erwischt zu werden, weil ich eigentlich nicht dort sein durfte. Nur dann ging es mir wirklich gut, wenn ich auf den Tasten herumhämmerte und mir kleine Lieder ausdachte. Manchmal stellte ich mir vor, dass mir viele Leute zuhörten und dass es ihnen gefiel. An einem Abend kam ich so in Fahrt, dass eine der langen Basssaiten riss, was sich wie ein Gewehrschuss anhörte. Ich verließ schnell das Gebäude, damit ich keinen Ärger bekam.

Ich wurde immer verzweifelter. Meine Kurse interessierten mich kein bisschen. Mein einziger Trost war die Musik. Ich gierte förmlich danach, Songs zu schreiben und aufzunehmen. Wie benommen ging ich durch die Straßen von Richmond und träumte davon, mich wieder ans Klavier meiner Mutter zu setzen und einen Kassettenrekorder und ein Mikrofon aufzustellen.

MANCHMAL SITZE ICH NACH ALL DIESEN JAHREN
abends da und denke an die Zeit, als ich klein war, an das tolle Gefühl, als alles in Ordnung war und wir alle zusammen zu Hause waren: Mein Vater las Zeitung, Liz spielte in ihrem Zimmer Neil Young rauf und runter, und meine Mutter lachte auf ihre komische Art über etwas,

was eigentlich überhaupt nicht witzig war. Wenn ich mich an das Gefühl erinnere, wie es war, mitten in dieser Familie zu leben, dann überkommt mich die Sehnsucht, dann würde ich alles geben, um wieder so einen Abend zu verbringen.

Das Leben ist voller unvorhersagbarer Schönheit und sonderbarer Überraschungen. Manchmal haut mich diese Schönheit einfach um. Kennt ihr dieses Gefühl? Wenn etwas einfach viel zu schön ist? Wenn jemand etwas sagt oder schreibt oder spielt, das einen zu Tränen röhrt und vielleicht sogar verändert? Es ist schön, wenn ein Ungläubiger seine Zweifel infrage stellen muss. Vielleicht bin ich so zur Musik gekommen. Es war wie Magie. Ich konnte die beschissenen Situationen um mich herum durchstehen und sie sogar in etwas Positives verwandeln, wenn ich nur Musik daraus machte.

Vielleicht mag ich Menschen einfach nur nicht so gern, wie alle anderen es anscheinend tun. Es wirkt, als wäre die Menschheit in sich selbst verliebt. Was für ein Ego muss man denn haben, wenn man glaubt, man wäre nach Gottes Ebenbild geschaffen? Ich meine, sich auszudenken, dass Gott sein muss wie wir. Ich bitte euch. Stanley Kubrick sagte einmal, die Entdeckung intelligenten Lebens außerhalb der Erde wäre katastrophal für die Menschheit, weil wir uns dann nicht mehr als das Zentrum des Universums betrachten könnten. Ich glaube, ich werde so langsam einer von diesen verbohrten alten Nörglern, die glauben, dass Tiere besser sind als Menschen. Aber manchmal überraschen Menschen mich doch wieder positiv, und dann verliebe ich mich in einen von ihnen. Dazu kann sich jeder seinen eigenen Teil denken.

Und was für ein Ego muss man überhaupt haben, wenn man ein Buch über sein Leben schreibt und erwartet, dass es irgendjemanden interessiert? Ein riesiges! Aber kein so großes, dass ich glauben würde, ich wäre Gottes Ebenbild. Außer natürlich der HERR wäre ein haariger Ekto-

morph mit schlechter Körperhaltung (Gott bewahre, dass ich ihn nicht mindestens mit Großbuchstaben ehre). Und ich weiß, dass ich nicht der berühmteste Mensch der Welt bin. Es hat noch niemand ein Gerücht über mich in die Welt gesetzt, dass mir eine Rennmaus im Arsch steckt oder so. Manche Leute glauben, ich hätte mit einigen meiner »Karriereentscheidungen« meinem Ruhm gezielt ins Knie geschossen, aber das stimmt wirklich nicht. Ich wollte nie berühmt werden nur um der Berühmtheit willen. Ich habe mich entschlossen zu versuchen, so gut ich kann etwas Gutes in der Welt zu schaffen, und das ist mein einziges Ziel. Ich tue also nur, was ich will, und ich verwende einen großen Teil meiner Zeit auf Erden darauf, zu all den blödsinnigen Dingen Nein zu sagen, um die man mich bittet, von denen ich aber weiß, dass sie schlecht für mich sind. Ich bin nicht unbedingt so berühmt wie die Leute, die normalerweise Bücher über ihr Leben schreiben, aber nichtsdestoweniger habe ich einiges hinter mir, und ich finde, dass es Zeit ist, all das aufzuschreiben. Das hier ist nicht die Geschichte eines unglaublich berühmten Typen. Es ist einfach nur die Geschichte eines Typen (der ab und zu in Situationen gerät, die dem Leben eines berühmten Typen ähneln). Das Ganze hier hat so etwas von: ICH! ICH BIN UNGLAUBLICH WICHTIG an sich, und ich fühle mich nicht gerade wohl dabei. Aber ich würde es nicht tun, wenn ich nicht glaubte, dass es eine interessante Geschichte ist. Ich bin dabei eigentlich gar nicht so wichtig.

Mit meiner lächerlichen, manchmal tragischen und immer inkonsistenten Erziehung erhielt ich das Geschenk erdrückender Unsicherheit. Bei Menschen mit psychischen Problemen fällt immer auf, dass sie andauernd mit sich selbst beschäftigt sind. Ich glaube, das liegt daran, dass es für diese Menschen so anstrengend ist, einfach nur sie selbst zu sein, dass sie es selten schaffen, sich selbst auszublenden. Ich bin in dieser Hinsicht keine

Ausnahme. Aber zu meinem Glück habe ich die Möglichkeit gefunden, mich und meine Familie als ein dauerhaftes und fortlaufendes Kunstprojekt zu eurem Vergnügen zu betrachten. Viel Spaß! Gern geschehen!

Wenn ich mir die Geschichte meiner Familie so ansehe, habe ich wahrscheinlich mein halbes Leben schon längst hinter mir. Deshalb sollte ich vielleicht besser jetzt alles aufschreiben, für den Fall, dass die Statistik recht behält. Ich will nicht zu lange warten.

Also, ich kann jetzt auf verschiedene Art und Weise vorgehen. Ich könnte euch das Ganze schön »poetisch« präsentieren. So vielleicht:

Als ich auf der Veranda stand, stieg mir der intensive Geruch frisch geschnittenen Grases in die Nase, und das ferne Summen der Rasenmäher der gesamten Nachbarschaft drang an mein Ohr. Die kühle Luft der Klimaanlage wallte zu mir heraus, während ich wartete. Endlich kam Mary herunter. Ich schaffte es nicht einmal ins Haus. Sie trennte sich dort an der Tür von mir. Ich ging nach Hause und die Zikaden zirpten ungeachtet meines gebrochenen Herzens.

Oder ich gehe noch einen Schritt weiter und werde richtig blumig. Etwa so:

Aus der Ferne hörte ich das Summen der Rasenmäher. Goldene Jungs mit wächserner Brust schwitzten in der Sonne, eine letzte Erfahrung echter körperlicher Arbeit, bevor sie ihre Sporttaschen packten und sich auf den Weg zur Uni machten, Yale oder Brown. Ich konnte Marys Schritte auf der Treppe hören, sie zögert. Ich sehe eine Grille – nein, es ist ein Grashüpfer – an meinem Schuh. Ich weiß nicht, was Mary von mir hält, aber dieser Kleine sieht mich so, wie ich

wirklich bin. Einen Augenblick lang gibt es eine Verbindung zwischen uns, dann hüpfst er weiter. Jetzt bin ich allein. Mary erscheint. Sie wird mit mir Schluss machen, ich kann es in ihrem Gesicht lesen. Sie wird die unbändige und vollkommen bedingungslose Liebe nehmen, die ich ihr schenkte, und sie zu Boden schleudern, wo sie in Tausende kleine, nutzlose Splitter zerspringen wird. Ich wappne mich. Ich wappne mich. (Kapitelende)

Oder ich bin ganz ehrlich und direkt mit euch. So:

An einem Tag im Juli ging ich zu Mary, um ein bisschen bei ihr abzuhängen. Sie kam an die Tür, aber ich schaffte es nicht mal bis ins Haus. Sie machte vorne auf der Veranda Schluss mit mir.

Ich will eure Zeit nicht mit diesem blumigen Scheiß verschwenden, deshalb nehme ich Rücksicht auf euch, liebe Leser, und gehe die Dinge lieber direkt an.

Ich hatte nie Lust, Tagebuch zu führen. Ich kam auch nie dazu, denn der Versuch, einfach nur mein Leben zu leben, lastete mich voll aus. Und bei vielen Dingen glaubte ich nicht, dass ich es ertragen könnte, sie noch einmal zu durchleben. Aber genau das fand ich jetzt so interessant, als mein Freund Anthony mich zum tausendsten Mal drängte, ein Buch über mein Leben zu schreiben. Immer wenn ich glaube, dass etwas absolut tabu für mich ist, schaltet sich so ein komischer Mechanismus ein, der mich dazu zwingt, es doch zu tun. Selbst wenn es bedeutet, dass ich mich Stück für Stück an alles erinnern muss, was mein selektives Gedächtnis noch parat hat.

In der Grundschule war ich ein dürrer kleiner Junge mit langen Haaren, der oft für ein Mädchen gehalten und beim Sport immer als Letzter oder Vorletzter in die Mannschaft gewählt wurde. Heute bin ich ein erwachse-

ner Mann, der sich in der zweiten Hälfte seiner Midlife-Crisis hinter Security-Leuten versteckt, die ihn bei seinen Rockkonzerten vor dem aktuellen durchgeknallten Stalker beschützen sollen. Wie ist es dazu gekommen?

2

DIE GUTE ALTE ZEIT/ HALT'S MAUL ODER STIRB

ICH WURDE ALS SOHN EINES BESCHEIDENEN Mechanikers geboren. Eines Quantenmechanikers. Mein Vater, Hugh Everett III, Autor der Viele-Welten-Theorie, war ein stiller Mensch in den gut achtzehn Jahren, die ich das Haus mit ihm teilte. Ich weiß jetzt, dass er depressiv war, weil er eine traurige Kindheit gehabt hatte und später als Spinner abgetan wurde, nur um dann noch später – viel zu spät – als Genie anerkannt zu werden. Ich habe nach seinem Tod aus Büchern und Zeitschriften mehr über ihn erfahren als aus den paar Dutzend Sätzen, die er in den gut achtzehn Jahren zu Hause mit mir gewechselt hat.

Dads Vater war Col. Hugh Everett jr., US Army. Er war eine beeindruckende Erscheinung: groß, kahl wie eine Billardkugel und mit einem sauber getrimmten Bärtchen am Kinn. Als mein Großvater war er ein witziger alter Kerl, der mit mir die Züge anschauen ging, die durch Berryville, Virginia, fuhren, wo er wohnte. Manchmal sperrte er meine Schwester und mich in seinen hundert Jahre alten Kleiderschrank, machte das Licht aus und kündigte an, dass ein Geist namens »The Royal Gazunk« uns holen

käme. Das hört sich für manche vielleicht nach schrecklicher Kindesmisshandlung an, doch ich weiß noch, was es uns für einen Spaß brachte. Aber damals in den Vierzigerjahren schickte er meinen Vater auf eine Militärschule, und Dad hasste es. Col. Hugh bestand auch darauf, meinen Vater »Moppel« zu nennen, weil er etwas stämmiger war. Von Kindheit an und bis ins Erwachsenenalter wurde mein Vater von seinem Vater »Moppel« genannt. Ich habe es selbst oft erlebt. Toll für das Selbstwertgefühl. Wie wenn man seine einbeinige Tochter »Stumpfi« nennt. Na ja, ganz so schlimm doch nicht, aber immer noch ziemlich fies.

Die Mutter meines Vaters war Katharine Kennedy, eine Dichterin mit einer ganzen Reihe psychischer Probleme. Als mein Vater acht war, ließen Col. Hugh und Katharine sich scheiden, was in den Dreißigerjahren nicht gerade verbreitet war. Dad und seine Mutter verstanden sich nicht allzu gut, und er hat nie eine richtige Beziehung zu ihr aufbauen können.

Kein Wunder, dass »Moppel« nie viel redete. Er war ein Einzelkind, viel zu schlau für all die normalen Deppen um ihn herum, korrespondierte im Alter von dreizehn Jahren mit Einstein und formulierte später völlig neue Theorien, dass nämlich alles, was in dieser Welt passieren kann, irgendwo auch tatsächlich *passiert*, während seine Mutter in seinem Leben kaum eine Rolle spielte und sein Army-Vater ihn »Moppel« nannte. Er lernte Autorität hassen.

Katharine verbrachte einige Zeit in einer psychiatrischen Anstalt und starb kurz vor meiner Geburt. Ich fand auf dem Dachboden ein Buch ihrer Gedichte mit dem Namen *Music of Morning*. Hier ein Auszug aus einem Gedicht mit dem Titel »This was the Vision«, veröffentlicht 1937, als mein Vater sieben Jahre alt war:

*Auf einmal vernahm ich Musik:
Ich lauschte; ich hörte
Es undeutlich hinter dem Rhythmus,
Verzweifelt und fern und erbittert und süß
Es rief ...
Und nahe am Kern allen Lebens:*

*Dann sah ich das Leben wie ein Mosaik,
Und Note für Note wie Rosen geworfen in ein
Angesicht ...
Fern hinter den Tönen
Es drängte zu mir durch die Noten,
Pulsierte, bedeutend für Flügel und Räume,
Dahingleitend leicht
Und sicher im Muster.*

Col. Hugh glaubte, gute Erziehung bedeutete, das Kind ins kalte Wasser zu werfen. Im Falle meines Vaters verstand er das wörtlich. Sie warfen ihn in den See, sodass er schwimmen lernen musste. Aus irgendeinem Grund folgten meine Eltern bei ihren Kindern derselben Erziehungstheorie. Sie gaben meiner Schwester und mir keine Regeln. Sie erwarteten, dass wir unser Lehrgeld bezahlten und alles selbst ausprobierten. Heute weiß natürlich jeder, was für eine verrückte und dumme Idee das ist. Kinder brauchen Eltern, die ihnen Grenzen setzen. Zu viele Grenzen sind auch nicht gut, aber zu wenige sind ein ganz anderes Problem. Wenn Kinder nicht Kinder sein können, werden sie in ihrer Kindheit zu kleinen Erwachsenen – und dann später als Erwachsene zu Riesenbabys. Dann ist alles verkehrt herum.

In den Fünfzigern lernte mein Vater meine Mutter Nancy Gore kennen, in Princeton, wo er studierte und sie als Sekretärin arbeitete, eine hübsche, schlanke Brünette mit braunen Augen. Sie kam aus Amherst, Massachusetts, und war das jüngste von drei Kindern. Ihr Vater, Harold

Gore, war ein College-Basketball-Trainer und leitete ein Sommercamp in Vermont namens Camp Najerog, was mehr oder weniger der Name meiner Großmutter Jan Gore rückwärts gelesen ist. Er steht auch in der Ruhmes-halle des College-Basketball, glaube ich.

Meine Eltern heirateten und zogen nach Alexandria, Virginia. 1957 wurde meine Schwester Liz geboren. Mein Vater hielt nicht viel von Kindern, also war alles, was mit uns zu tun hatte, Sache meiner Mutter. Ein paar Jahre spä-ter wollte sie ein zweites Kind, hatte aber eine Fehlgeburt. Ich hätte also um ein Haar einen toten Elvis-Zwilling gehabt. Ich habe ihm allerdings nie einen Namen gegeben oder nächtelang mit ihm geredet.

Als ich dann 1963 kam, war meine Schwester, ein un-wahrscheinlich niedliches, blondes kleines Mädchen, das sich alles erlauben konnte, sechs Jahre alt und wahrscheinlich schon ziemlich verkorkst vom ganzen Ins-kalte-Was-ser-geworfen-Werden, wobei sie sicher oft untergegangen war. Nichts von dem, was ich später anstellte, konnte an das heranreichen, was sie sich geleistet hatte. Ich habe alles von ihr gelernt.

MEINE FRÜHESTE ERINNERUNG IST, DASS ICH IN dem kleinen Haus in Alexandria die Treppe hinunterfalle und sehe, wie mein Vater von seiner Zeitung aufschaut. Er sah aus wie Orson Welles. Derselbe Spitzbart, dieselben Geheimratsecken, derselbe runde Kopf und Körper. Er rauchte drei Packungen Kents am Tag, immer mit der kleinen Zigaretten spitze mit Filter zwischen den Fingern mit exzentrisch langen Nägeln.

Als ich zwei war, zogen wir in ein Neubaugebiet auf altem Ackerland aus Bürgerkriegszeiten in McLean, Vir-ginia, kurz bevor daraus eine schnell wachsende Vorstadt von Washington D. C. wurde. Mein Vater arbeitete nun im

Pentagon als eins von Robert McNamaras »Whiz Kids«, wie sie genannt wurden. Nachdem die Genialität seiner Theorie auf einer katastrophalen Tagung in Kopenhagen nicht anerkannt wurde, brauchte er einen richtigen Job, und der Vietnamkrieg zahlte gut. Wir hatten im Keller einen Fernschreiber stehen, der unaufhörlich Nachrichten vom Pentagon ausdruckte. Im Keller waren außerdem kistenweise gefriergetrocknetes Essen und Waffen eingelagert. Ich weiß nicht genau, was mein Vater erwartete, aber zu wissen, dass er an der Quelle saß und es für nötig hielt, unser Haus für den Weltuntergang aufzurüsten, gab einem nicht unbedingt ein Gefühl von Sicherheit.

Es war Mitte der Sechziger, und alle kamen auf ziemlich abgefahrenen Gedanken. Mein Vater stand total auf neue Ideen und Geräte, also waren wir immer die Ersten, die etwas Neues hatten, wie eine Mikrowelle oder einen Videorekorder. Dummerweise waren die ersten Modelle auch immer die schlechtesten. Die Hersteller wussten einfach noch nicht, wie man sie richtig baute. Ich bin immer noch davon überzeugt, dass unsere alte Monstermikrowelle krebsverregendes Zeug kreuz und quer durchs Haus schoss.

Als wir einzogen, wurde an unserem Haus noch gebaut. Das Neubaugebiet bestand aus einigen unterschiedlichen Modellhausprototypen, und der Prototyp unseres Hauses hatte einen Keller, ein Erdgeschoss und ein Obergeschoss. Im Erdgeschoss gab es nach hinten einen Raum, in dem sich die Käufer entweder einen kleinen Partyraum mit Tanzfläche oder einen sehr kleinen Pool einrichten lassen konnten. Das war eine verrückte, groovy Sechzigerjahre-Idee, und alle Nachbarn mit gesundem Menschenverstand entschieden sich für den Partyraum, aber mein Dad nahm natürlich den Pool, der lächerlich winzig war und über die Jahre eine Menge Probleme bereitete. Wir hätten den Platz für etwas Praktischeres gebrauchen können, aber wir waren eben keine praktische Familie. Wir wa-

ren auf jeden Fall die seltsame Familie in der Straße. Die anderen Väter waren nicht wie meiner. Die anderen Väter spielten mit ihren Söhnen Fußball, trainierten Jugend-baseballmannschaften, grillten und so weiter. Meiner saß einfach nur da.

Da wir nur ein paar Kilometer von der CIA entfernt wohnten, bildeten unsere Nachbarn eine seltsame Mischung aus CIA-Agenten, ausländischen Diplomaten und Regierungsmitarbeitern. Und dann gab es noch die alteingesessenen Leute aus Virginia: die Hinterwäldler, die hier aufgewachsen waren, und die Siedlung der Schwarzen, die seit dem vorigen Jahrhundert eine Straße weiter wohnten. Eins der neuen Häuser in unserer Gegend stand direkt vor dem Friedhof ihrer Kirche, der voller alter Grabsteine mit Namen wie »George Washington« und »Abraham Lincoln« war.

All die Jahre, die wir zusammenlebten, war mein Vater eine feste Größe am Esstisch, wo er verrückt wirkende physikalische Aufzeichnungen auf gelbe Notizblöcke kritzete, Zeitung las, Gin Tonic trank und Kents rauchte. Dann zog er ins Wohnzimmer um, sah die Nachrichten und schlief jeden Abend in derselben Position mit einem Bein über der Rückenlehne des Sofas ein. Die Nachbarskinder, die in unser Wohnzimmerfenster hineinschauten, ärgerten mich manchmal, mein Vater würde das Sofa »bumsen«. Er schnarchte sehr laut. Meine Mum und Liz stießen ihn abwechselnd an oder drehten ihn um, damit das Schnarchen aufhörte. Aber es fing immer wieder an, also blieb uns nichts anderes übrig, als den Fernseher lauter zu drehen, bis man Walter Cronkite noch in der nächsten Straße hören konnte.

Mein Vater war so wortkarg, dass ich ihn quasi als Möbelstück ansah. Er war einfach nur da. Die vereinzelten Momente, in denen er zum Leben erwachte, faszinierten meine Schwester und mich. So etwas war einfach so selten und unerwartet. Wir hatten eine alte Siamkatze namens

Tut, die jahrelang krank war (wahrscheinlich wegen der Mikrowelle) und die ganze Zeit wimmernd miaute. Mein Dad schien es genauso wenig zu bemerken wie alles andere auch. Nach ein paar Jahren kam dann der Tag, an dem die Katze miaute wie immer und mein Vater schließlich von seiner Zeitung aufsah und sagte: »Halt's ... Maul.«

Liz und ich sahen uns an. Die Katze wimmerte im Nachbarzimmer weiter, und Dad wurde ein bisschen lauter.

»Halt's ... MAUL.«

Wir waren fasziniert. Er sprach! Etwas drang zu ihm durch! Die Katze miaute weiter. Plötzlich bekam mein Vater einen hochroten Kopf und einen verrückten Blick, warf die Zeitung auf den Tisch und schrie mit donnender, wahnsinniger Stimme: »HALT'S MAUL ... ODER STIRB!!!!!!«

Liz und ich waren begeistert von diesem Ausbruch, teils weil es so etwas Neues war, teils weil es uns einen ungewohnten Nervenkitzel bereitete, dass unser alter Herr überhaupt Gefühle zeigte. »Halt's Maul oder stirb« wurde bei uns zum geflügelten Wort. Überhaupt benutzten wir gerne solche Schlagworte. Ein anderer Klassiker war »Wo ist meine verdammte *Newsweek*?!«, was von einem anderen der seltenen Gefühlsausbrüche stammte. Liz und ich bemühten uns sehr darum, diese geflügelten Worte so lange wie möglich am Leben zu erhalten, und manche davon überlebten jahrelang. Selbst wie wir unsere Eltern anredeten, war ein Witz. Wir fingen irgendwann an, sie aus Spaß mit vornehmem Akzent »Mutter« und »Vater« zu nennen, und konnten jahrelang nicht damit aufhören. Irgendwann schalteten wir aufs Gegenteil um, »Ma« und »Pa«, wie wir sie bis an ihr Lebensende nannten.

ALS KLEINER JUNGE WAR ICH IN MEINE MUTTER verliebt und wie besessen von ihren Brüsten. So, jetzt hab ich's gesagt. Jahre später habe ich in der Therapie erfahren, dass dieses Eingeständnis eins der normaleren Dinge an meiner Jugend war. In mancher Hinsicht war meine Mutter sehr kindlich, und sie schien dafür zu leben, anderen zu helfen, wann immer sie konnte. Aber sie war von ihrer Familie in Neuengland erzogen worden, keine Gefühle zu zeigen, und sie konnte ohne es zu wollen hart und unnachsichtig sein. Außerdem neigte sie zu unvorsehbaren Heulkrämpfen, bei denen ich mich immer hilflos fühlte. Das war schwer für mich, weil ich eine Mutter brauchte, und ich sie deshalb heute immer noch brauche (ist schon in Ordnung, Mädels, ich weiß, dass es nicht passieren wird, und ich habe mich damit abgefunden). Als ich älter wurde, kam mir meine Mutter immer mehr wie eine Schwester oder Tochter vor.

An den Tagen mit den Heulkrämpfen war ich völlig hilflos und verwirrt. Zum Beispiel an dem Tag, als sie im Wohnzimmer staubsaugte. Ich war damals wohl drei oder vier und saß einfach in ihrer Nähe auf dem Boden und spielte mit meinen Spielzeugautos. Soweit ich weiß, war eigentlich nichts passiert, aber sie schaltete plötzlich den Staubsauger aus, warf das Rohr auf den Boden und fing an zu weinen. Sie lief tränenüberströmt die Treppe hinauf, schrie so schrill irgendetwas Unverständliches, dass es mir in den Ohren wehtat, und knallte die Schlafzimmertür hinter sich zu. Solche Sachen zum Beispiel.

Dann stolperte ich aber ein paar Tage später über das Kabel meiner neuen Spielzeugeisenbahn, die ich gerade aufgebaut hatte, und die Schienen und Waggons flogen durch die Gegend. Ich fing an zu heulen und wollte auf mein Zimmer rennen. Meine Mutter kam aus der Küche gelaufen und hielt mich an. Sie nahm mich sehr sanft bei der Hand und führte mich zurück zu der zerlegten Eisenbahn, hob einzelne Schienen auf und sagte: »Macht doch

nichts. Das gehört hierhin und das dahin. Wir machen es einfach wieder heil.«

Sie hatte die Angewohnheit, mir missbilligende Blicke zuzuwerfen, und wenn irgendjemandem etwas gefiel, was ich tat, sagte sie manchmal Dinge wie »was ist denn mit *dem* los?!«, aber sie liebte mich. Und zwar richtig, so gut sie konnte. Die meiste Zeit hatte sie keinen blassen Schimmer, wie man eine richtige Mutter war, aber auf ihre eigene, verrückte Art und Weise liebte sie mich aus tiefster Seele. Sie gab mir das Gefühl, etwas ganz Besonderes zu sein, und zwar so sehr, dass daraus wahrscheinlich bis heute eins meiner größten Probleme resultiert. Wenn man erst mal auf Besonderheit konditioniert ist, fühlt man sich nicht mehr wohl, wenn man mal nichts Besonderes ist. Es war jetzt nicht so eine verrückte, bedingungslose Liebe wie die von Frank Sinatras Mutter zu ihrem Sohn – so eine »Mein Sohn ist der Tollste«-Liebe –, es gab auf jeden Fall Bedingungen, und ich war für sie auch nicht immer der Tollste, aber ich wusste einfach, dass ich ihr kleiner Mann war, versteht ihr?

Weder sie noch mein Vater war für mich so etwas wie eine selbstsichere, vernünftige Autoritätsfigur. Ich hatte immer das Gefühl, dass ich auf mich selbst gestellt und für mein eigenes Schicksal verantwortlich war, soweit ich es auch beeinflussen konnte. Es war ein unsicheres, stressiges Leben für ein Kind. Keiner der beiden sprach je in Ruhe mit uns über irgendetwas Wichtiges. Wir wurden zur Einsamkeit erzogen.

Meine Eltern führten so eine Art Siebzigerjahre-Swinger-Ehe. Davon wusste ich damals nichts. Sie waren sehr diskret. Ich fand es erst heraus, als meine Mutter und ich uns später einmal das Herz ausschütteten. Wer hätte gedacht, dass dieser verschwiegene Typ am Esstisch überhaupt eine gesellige Seite hatte, und dann gleich *so was!* Es fand wohl alles nach meiner Schlafenszeit statt. Ich glaube, es beschränkte sich bei beiden auf die eine oder andere

Affäre hier und dort. Aber sie blieben zusammen, bis dass der Tod sie schied. Es war alles wie in *Der Eissturm*. Sie wollten wohl cool und aufgeklärt sein, nehme ich an. Der Chevrolet Vega meiner Mutter hatte einen »NORML«-Aufkleber, dabei ging es irgendwie um die Legalisierung von Haschisch. Mein Vater fuhr einen Cadillac mit CB-Funkgerät unter dem Armaturenbrett. Sein CB-Funk-Rufname war »Mad Scientist«.

Ich muss euch noch erzählen, dass ich als Kind nicht so richtig verstand, dass leblose Objekte keine Gefühle und Gedanken hatten. Ich grübelte andauernd darüber nach, aber ich begriff es einfach nicht, dass zum Beispiel der Badezimmerschrank keine Gefühle hatte und nicht in genau diesem Moment irgendetwas dachte. Ich wollte ihn mir als etwas aus Holz und Metall und nichts anderem vorstellen, aber das leuchtete mir einfach nicht ein. Ich weiß noch, dass ich einmal den Tränen nah war, als wir im Badezimmer standen und meine Mutter mir erklären wollte, dass es dem Schrank nicht wehtat, wenn ich seine Tür zu stark zuschlug. Der Badezimmerschrank war für mich einer meiner vielen Freunde. Vielleicht war ich deshalb so verwirrt, weil mein Vater für mich eigentlich auch nur ein Möbelstück war. Das Ende dieser Phase war erreicht, als ich irgendwann aufwachte und meine Mutter aus dem Zimmer schleichen sah, nachdem sie mir das Fünfzig-Cent-Stück von der Zahnfee unters Kopfkissen geschoben hatte.

Ich baute und bastelte andauernd irgendetwas. Erst waren es Städte aus Spielzeugautos und Eisenbahnschienen, dann fing ich an, mir an dem Klavier kleine Lieder auszudenken, das meine Mutter aus Massachusetts mitgebracht hatte. Ich ging von Tür zu Tür, lud Nachbarn ein und verlangte Eintrittsgeld für Puppentheateraufführungen, die ich im Wohnzimmer veranstaltete. Ich richtete mir im Keller einen eigenen »Radiosender« ein und verlegte ein Kabel ins Esszimmer zu einem klapprigen Laut-

sprecher von RadioShack, sodass die restliche Familie, die eigentlich in Ruhe essen wollte, sich mein Gequassel anhören musste, und zwar in der Qualität einer Lautsprecheransage in der Serie *M*A*S*H*, die irgendwie immer auf dem Wohnzimmerfernseher lief.

Mit sechs Jahren sah ich ein Spielzeugschlagzeug beim Garagenflohmarkt unserer Nachbarn. Ich lief nach Hause und bettelte meine Eltern um die fünfzehn Dollar dafür an. Sie gaben nach und ihr Leben wurde deutlich lauter. Ich hatte anscheinend ein natürliches Talent für das Schlagzeug und wurde schnell ein guter Drummer. Alle waren ziemlich beeindruckt, und ich spielte immer in den Bands von den Großen mit. Ich war Marky, der süße kleine Junge, der mit den Älteren abhing. Jetzt bin ich oft der Älteste in meinen Bands, was mir immer noch komisch vorkommt, nachdem ich so lange der Jüngste war.

MIT DER SCHULE KAM ICH VON ANFANG AN NICHT so richtig klar, oder vielleicht sollte ich eher sagen, sie nicht mit mir. Unser Haus lag von allen am nächsten an der örtlichen Grundschule. Nicht lange nachdem ich zum ersten Mal den kurzen Fußweg zur Schule gegangen war, verzweifelte ich fast bei dem Gedanken, dass ich diesen Weg noch sechs Jahre lang gehen musste, und dann: noch mehr Schule. In meinem ersten Monat in der ersten Klasse beschuldigte mich die Lehrerin – nennen wir sie »Mrs Arschloch« – bei einer Mathearbeit abgeguckt zu haben und demütigte mich vor der ganzen Klasse. Eine Mathearbeit in der ersten Klasse: ungefähr so etwas wie »Wie viele Äpfel sind in dem Fass – 2 oder 3?«. Ich träumte vor mich hin und sah aus dem Fenster, was ich oft tat, um der unglaublichen Langeweile zu entkommen, und plötzlich rief die Lehrerin mich zu sich nach vorne und verkündete der ganzen Klasse, dass Mark Everett geschummelt hätte.

Ich stand mit schlotternden Knie vor ihrem Schreibtisch und sagte ihr die Wahrheit: Ich hatte nicht abgeguckt. Ich hatte nur aus dem Fenster gesehen. Vielleicht hatte ich nicht die mathematische Begabung meines Vaters geerbt (ich fiel später tatsächlich bei dem einfachsten Mathekurs der neunten Klasse durch), aber ich wusste verdammt noch mal, wie viele Äpfel in dem Fass waren. Sie rückte sich ihren dunklen Lehrerinnendutt zurecht, starre mich über die Ränder ihrer Schmetterlingsbrille durchdringend an und befahl mir wieder und wieder zuzugeben, dass ich abgeguckt hatte, aber ich blieb standhaft.

»Mark, du hast abgeguckt. Gib es doch einfach zu.«

»Ich hab nicht abgeguckt.«

»Los jetzt, Mark. Du hast abgeguckt. Jetzt gib es schon zu.«

»Hab ich nicht.«

Nach fünf oder zehn Angriffen dieser Art musste die Erniedrigung endlich aufhören, also gab ich nach und log: »Okay! Ich hab abgeguckt!«

Ich brach in Tränen aus, und sie ließ mich gehen. Als ich zurück auf meinen Platz ging und mich in meinen Stuhl fallen ließ, konnte ich förmlich spüren, wie all mein Elan tief in mein Inneres kroch und sich dort versteckte.

Ich ging immer noch jeden Tag zur Schule, aber es war nicht mehr das Gleiche. So ziemlich alles an mir, was der Außenwelt vertraut hatte, war jetzt verschwunden. Von nun an lebte ich in meinem Inneren, an der Außenwelt nahm ich nur noch völlig mechanisch teil. Wenn so die wirkliche Welt aussah, dann wollte ich nichts von ihr wissen. So viel hatte ich gelernt: Ein Unschuldiger kann für schuldig befunden werden. Obwohl ich nie der Täter bin, achte ich bis heute nervös darauf, mich »unauffällig« zu verhalten, wenn irgendjemand etwas verbrochen hat, so als ob ich wirklich der Täter wäre. Vielen Dank, Mrs Arschloch.

Von nun an starrte ich die meiste Zeit auf den Boden. Allein mit meinem Schlagzeug fühlte ich mich wohler.

Ende des Jahres fand ein Talentwettbewerb der ersten Klassen statt, bei dem ich mein Showbusiness-Debüt gab. Ich spielte mein Kinderschlagzeug zu einer Platte von »The Star-Spangled Banner«. Es war eine seltsame Wahl für eine Schlagzeugvorstellung, und die ganze Sache war ziemlich lächerlich. Ich baute in der voll besetzten Grundschulcafeteria eilig mein Schlagzeug auf und drückte Mrs Edie, der kleinen, unersetzen Lehrerin der zweiten Klasse und Talentwettbewerbs-Conférencier, die Platte mit »The Star-Spangled Banner« in die Hand. Sie nahm die Platte aus der Hülle, legte sie auf den kleinen Mono-Schulplattenspieler und setzte die Nadel auf. Eine scheppernde Instrumentalversion von »The Star-Spangled Banner« mit schallenden Posaunen ertönte. Ich sah mir mein Schlagzeug an und merkte, dass ich einen Stuhl brauchte, um zu spielen. Ich lief zu Mrs Edie hinüber, die aber nicht verstand, was ich wollte.

»EINEN STUHL! ICH BRAUCH 'NEN STUHL!«

»Ach so ... einen Stuhl brauchst du. Ist gut. Mal sehen, ob ich einen für dich finde.«

Sie watschelte zu einem der Cafeteriatische hinüber und suchte nach einem freien Stuhl. Schließlich machte sie einem Schüler Zeichen, dass er aufstehen sollte. Sie brachte mir den Stuhl herüber, ich stellte ihn schnell hinter das Schlagzeug und versuchte, mitten im Stück einzusetzen. Die Stelle, bei der der Text gelautet hätte »And the rockets' red glare«, lief gerade, und ich spielte einen dramatischen Trommelwirbel auf meinem Tom Tom, der am Anfang des Verses sehr leise einsetzte und dann sehr laut mit einem Beckenschlag am Ende des Verses aufhörte. Alle wurden mitgerissen. Als ich fertig war, brach die Cafeteria in Applaus aus.

So entstand das sonderbare Paralleluniversum meines Lebens: Versteck dich im wirklichen Leben in deinem In-